



Fotos: privat

Unser Leben mit Tante Berta

Der Autor Andreas Wojak, der aus Spetzerfehn stammt, erinnert sich in einem persönlichen Rückblick an ein Mitglied seiner Familie, das zeitlebens unter einer schweren körperlichen Beeinträchtigung gelitten hat und das Miteinander prägte.

Für gewöhnlich saßen wir zu acht am Esstisch: An der Stirnseite Opa Johann, ihm gegenüber Tante Berta, neben ihr über Eck Oma Nanny und auf den übrigen Plätzen wir vier Kinder und unsere Mutter. Diese hatte es immer mit den Tischmanieren – Kartoffeln nicht mit dem Messer schneiden, nicht schmatzen, gerade sitzen, Hände auf den Tisch. Als ich mal fragte: „Waarum hett Opa sien Hand immer up sien Schoot?“, ließ sie verlauten: „Wenn du so old büst as Opa, denn düst du dat ok!“

Ansonsten ging es recht lebhaft und locker zu im Haus der Familie Schoon

in Spetzerfehn, und als sich mal jemand von uns beklagte: „Janni fangt bi 't Beden Flegen!“, konnte unsere Mutter ein Schmunzeln nicht unterdrücken, und der, der gepetzt hatte, bekam zu hören: „Will ik gaar nich weten!“ Tante Berta konnte sich nicht an die Tischsitten halten, sie fuchtelte mit den Armen, aß ausschließlich mit dem Löffel, wobei manches danebging, manchmal verschluckte sie sich, und beim Husten konnte sie sich nicht die Hand vor den Mund halten. Aber sie vermochte im Wesentlichen selbstständig zu essen und zu trinken. So wie sie auch gehen konnte, wenn auch

nur sehr unbeholfen. Später wurde sie im Rollstuhl geschoben.

Tante Berta war spastisch behindert. Die schwerste Einschränkung betraf ihr unzureichendes Sprechvermögen: Sie verstand zwar ihre Mitmenschen, war selbst aber kaum zu verstehen, man musste oft erraten, was sie sagte und mit welchem Thema sie sich gerade beschäftigte. Manche Menschen verstanden sie gar nicht, während andere, die ihr besonders nahestanden, damit kaum Probleme hatten. Tante Berta gehörte jedenfalls immer dazu. Sie war Teil unserer Familie und Teil der Nachbarschaft und des Dorfes.

Linke Seite: Spetzerfehn 1936, (v.l.) Nanny Schoon, Tochter Berta, Großtante Gerhardina, Greta Schoon, Tochter Heta. Die Kindergärtnerin Greta Schoon, die später als Dichterin Bekanntheit erlangte, war in den 1930er-Jahren oft bei ihrer Verwandtschaft an der „Alten Norderwieke“ zu Besuch. Der Heimatschriftsteller Johann Schoon, der die Aufnahme gemacht hat, war ihr Onkel. Zu den Kindern Albert, Heta und Berta hatte sie eine enge Beziehung.

Rechts: Nanny und Berta, etwa 1938.



Kurz nach meiner Geburt 1952 war die Ehe meiner Eltern zerbrochen und unsere Mutter fand mit uns vier Kindern Obdach bei ihren Eltern in Spetzerfehn, wo eben auch ihre Schwester Berta lebte. Tante Bertas Versorgung wurde im Wesentlichen von deren Mutter, also unserer Oma Nanny, geleistet, außer der Unterstützung beim Essen betraf dies vor allem das Aus- und Ankleiden und die Körperpflege.

Tante Berta war ein gutmütiger und oft auch fröhlicher Mensch, sie lachte viel und wir Kinder durften unsere Späße mit ihr machen, sie kitzeln oder sie zum Vergnügen mit ihrer Schürze am Stuhl festbinden. Gern spielte sie mit uns „Mensch ärgere Dich nicht“ oder auch „Mühle“, wobei wir die Figuren für sie setzen mussten, sie dirigierte mit den Fingern. Leider ließ sie uns nie absichtlich gewinnen wie andere Erwachsene, sondern freute sich diebisch, wenn sie es uns gezeigt hatte.

Gefürchtet waren ihre Wutanfälle, von denen sie regelmäßig ergriffen wurde und die nie ganz aufhörten. Dann schrie und tobte sie, dass, wer konnte, die Flucht ergriff. Die Erwachsenen bemühten sich, sie zu beruhigen, meistens vergeblich. Wenn sich solch ein Gewitter anbahnte und Tante Berta anfang wütend zu schnauben, gelang es in seltenen Fällen, auch manchmal uns Kindern, den Aus-

bruch durch einen kleinen Spaß oder eine Ablenkung zu verhindern.

Ansonsten aber war der Alltag mit ihr nicht problematisch, sie war einfach überall dabei. Von Oma Nanny wurde sie regelmäßig zum Einkaufen geschickt, ein paar Häuser weiter befand sich der kleine Lebensmittelladen, dessen Besitzerin Tante Anni ein besonders inniges Verhältnis zu Tante Berta hatte. Sie waren fast gleich alt. Viel tragen konnte Tante Berta nicht, notfalls musste sie zwei- oder dreimal laufen. Gern ging sie auch spazieren, wobei sie lange Wege zurücklegte und hier und da bei Verwandten oder anderen Dorfbewohnern einkehrte.

ZUM TEE BEI DEN NACHBARINNEN

Besonders von den Frauen wurde sie freundlich aufgenommen, oft auch mit einer Tasse Tee bedacht. Einige wenige – ausschließlich Männer – gingen aber auch auf eine gewisse Distanz und ließen wenig Verständnis für diesen äußerlich so anderen Menschen erkennen, manche behandelten sie lebenslang wie ein Kind. Für uns Kinder wiederum gab es keinerlei Vorgaben der Erwachsenen, wie wir mit Tante Berta umzugehen hatten. Lediglich das Tabu, das Aussehen anderer Menschen zu kommentieren und zu bewerten, etwa Kriegsbeschädigte mit nur einem Arm oder Menschen mit einem

Buckel, hing möglicherweise mit der Behinderung Tante Bertas zusammen. Aber es herrschte bei diesem Thema damals allgemein Zurückhaltung.

Berta Schoon war 1928 zur Welt gekommen. Es gab in der Familie schon zwei ältere Geschwister: Albert und Heta. Gleich nach der Geburt erkrankte Berta heftig an einer Neugeborenenengelbsucht – was vermutlich zu der ausgeprägten spastischen Behinderung führte. Doch mit Diagnostik und Behandlung oder gar Förderung war man noch nicht weit. Das Mädchen lernte erst mit sechs oder sieben Jahren zu laufen, und auch ihre geistige Entwicklung war verlangsamt. 1934 wäre sie zur Schule gekommen, doch daran war nicht zu denken, für Menschen wie sie gab es keinen Platz im öffentlichen Bildungssystem.

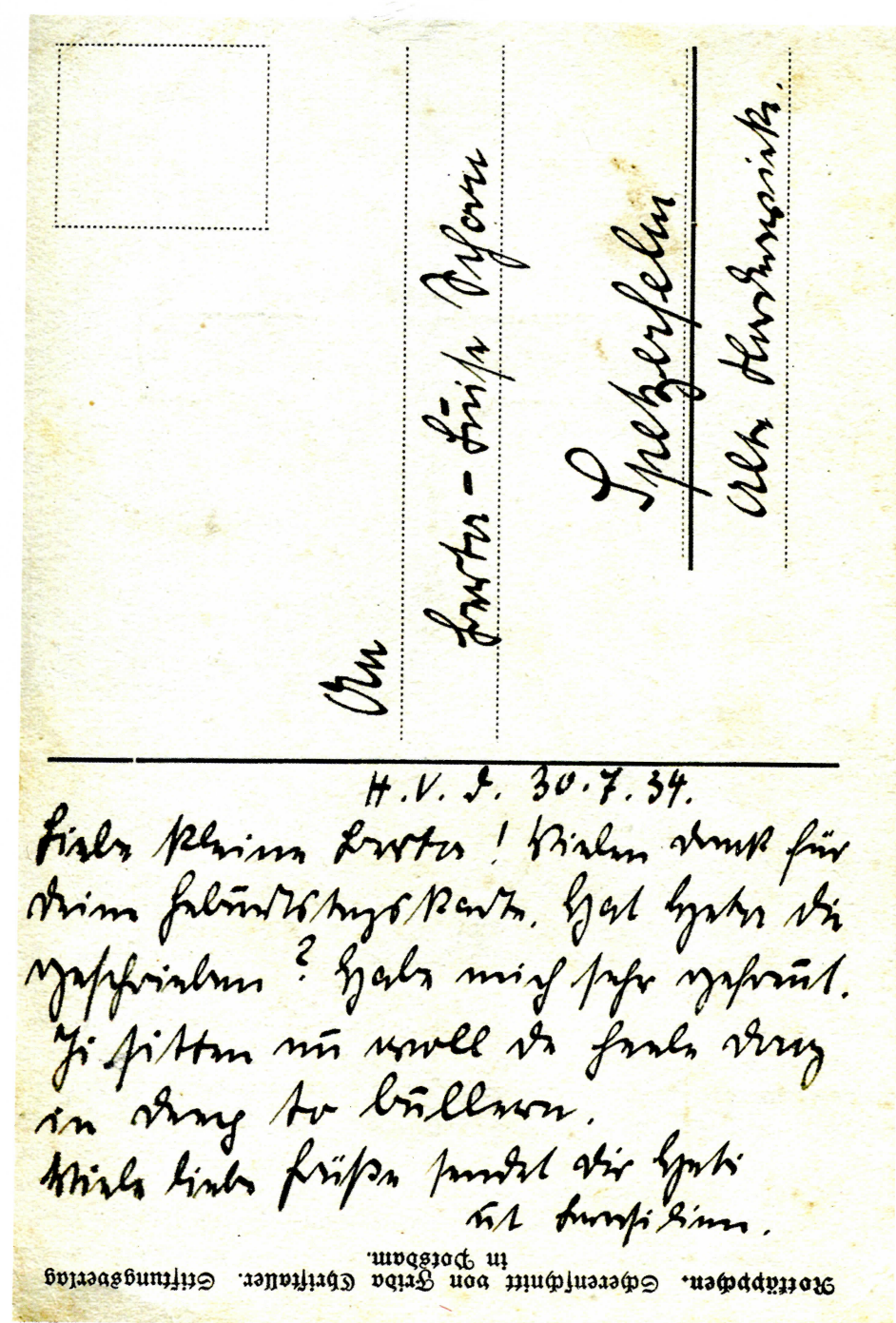
Hinzu kamen die Zeitumstände: Den nationalsozialistischen Machthabern waren behinderte Menschen ein Dorn im Auge, es hieß, sie belasteten den „gesunden Volkskörper“, weil sie auf Pflege und Fürsorge angewiesen seien. Tausende körperlich und geistig behinderte Menschen, die in Heil- und Pflegeanstalten untergebracht waren, darunter auch Kinder, wurden im Rahmen des „Euthanasie“-Programms ermordet. Also keine Schule für Berta, aber dennoch lernte sie zu Hause nach und nach das Lesen – das

zeitlebens eine ausfüllende Beschäftigung für sie bleiben sollte. Das Schreiben war ihr wegen der unkontrollierbaren Muskelpastik nicht möglich, sie vermochte keinen Stift zu führen.

Im Haus Schoon wurde der Nationalsozialismus überwiegend begrüßt. Dass dessen Ideologie und Menschenbild nicht mit einem behinderten Kind zusammenpasste, war Nanny und Johann Schoon zunächst offenbar nicht bewusst. Wir wissen darüber nichts Näheres, weil auch später in der Familie kaum über das Thema gesprochen wurde. Während die älteren Geschwister mit Begeisterung bei der Hitlerjugend mitmachten, musste Berta selbstverständlich abseits stehen. Ihre Mutter Nanny war in der NS-Frauenschaft in Spetzerfehn aktiv, der sie sogar mehrere Jahre lang vorstand. Vielleicht war das auch eine Art „Offensivstrategie“, um zu demonstrieren: Wir stehen hinter dem neuen System – auch mit unserer Berta. Das Wenige, was Oma Nanny später doch erzählte, betraf ihren Umgang mit Berta in der Dorff Öffentlichkeit: Wenn sie Beiträge für die Frauenschaft kassierte, nahm sie ihre Tochter bewusst mit in die Häuser – und ließ Berta die Höhe des jeweiligen Betrags zusammenrechnen. Alle sollten merken: Das Wicht kann reken! (Das Mädchen kann rechnen!)

SCHUTZ IN DER GEMEINSCHAFT

Interessant in diesem Zusammenhang ist auch die Bemerkung in einem Brief, den Nanny im Mai 1940 an ihren Mann Johann schrieb, der zu dem Zeitpunkt als Soldat in den besetzten Niederlanden eingesetzt war (und die Post aus der Heimat später wieder mitbrachte). Dort heißt es: „Der Bürgermeister hat für Bertalein sogar einen Bezugsschein I herausgerückt. Ich habe ihr ein Paar hohe, feste Stiefel gekauft. Wie froh sie darüber ist, kannst Du Dir wohl denken.“ Dass die damals Zwölfjährige in den Genuss dieses Bezugsscheins kam, muss etwas Besonderes gewesen sein und ist womöglich ein Indiz für den „Schutz“ des behinderten Mädchens in der dörflichen Gemeinschaft. Tatsächlich passt das zusammen mit späteren Bemerkungen über den besagten Bürgermeister, wonach dieser Berta „de Hand boben de Kopp hollen hett“ – und bei Anfragen „von oben“ klarge-



Zwei Jahre lang lebte und arbeitete Greta Schoon in Hamburgo Velho in Brasilien. Einem Brief legte sie diese Karte bei: H.V. (= Hamburgo Velho) d. 30.7.34 Liebe kleine Berta! Vielen Dank für Deine Geburtstagskarte. Hat Heta die geschrieben? Habe mich sehr gefreut. Ji sitten nu woll de heele Dag in Deep to bullern. Viele liebe Grüße sendet Dir Heti ut Brasilien. (In Familie und Verwandtschaft hieß Greta Schoon „Heti“.)

stellt habe, dass das Kind körperlich, aber nicht geistig behindert sei.

In den Kriegzeiten versorgte Vater Johann seine Tochter mit unzähligen Postkarten und hielt so die Verbindung mit ihr in besonderem Maße aufrecht. Postkarten, zumeist mit Geburtstagsglückwünschen, erhielt Berta in jenen Jahren

auch häufig von anderen, ihr nahestehenden Menschen. Besonders eng war die Beziehung mit ihrer fast 20 Jahre älteren Kusine Greta, der späteren Dichterin, die häufig bei den Schoons zu Besuch war – und Berta regelmäßig mit Post versorgte.

Die Besatzungszeit nach Kriegsende begann für die Schoons mit einem auf-

regenden Ereignis. Örtliche Funktions-träger aus der Nazi-Ära, wie NSDAP-Ortsgruppenleiter, wurden im vorherigen KZ Esterwegen interniert und in der Regel, wenn sie sich nicht schwerer Taten schuldig gemacht hatten, nach ein paar Wochen wieder entlassen. Bei den Schoons fuhr in jenen Tagen ein kanadischer Militärjeep vor, besetzt mit Soldaten und einem Offizier. Deren Auftrag war, die ehemalige Frauenschäftsleiterin Nanny Schoon festzunehmen. Berta, damals knapp 17 Jahre alt, bekam die Sache mit – und reagierte mit einem heftigen Geschrei. Nach kurzer Beratung erklärte der Offizier Mutter Nanny, die schon im Auto saß: „Du haben krankes Kind, Du hierbleiben!“

DIE NACHKRIEGSZEIT

In der Nachkriegszeit war viel Betrieb im Schoon'schen Haus in Spetzerfehn: Rückkehr von Vater, Sohn Albert und Tochter aus dem Kriegs- beziehungsweise Arbeitsdienst, Einzug einer Flüchtlingsfamilie mit zwei Kindern, die in dem Fehnhaus für Jahre eine Bleibe fand, später dann unsere Mutter Heta mit ihren vier Kindern, die hier groß wurden. Dazwischen Tante Berta. Sie machte sich dadurch nützlich, dass sie auf die Kinder achtgab und die anderen verständigte, wenn in irgendeiner Hinsicht Gefahr bestand.

Diese ging besonders vom Kanal aus, der am Haus entlangführte. Eines Tages beobachtete Berta, wie der sieben- oder achtjährige Albrecht der Flüchtlingsfamilie Tosch mit dem Kinderwagen, in dem sich sein kleiner Bruder Erich befand, über den Sandweg vor dem Kanal raste und die Böschung hinunterzurollen drohte. Berta machte Alarm, sie wurde gehört – und die Situation entschärft. Dem inzwischen 81-jährigen früheren Auricher Richter Dr. Erich Tosch – der sich ausgesprochen gern an Tante Berta erinnert – wurde diese „Rettungsgeschichte“ immer mal wieder erzählt, und auch wir anderen Kinder bekamen sie später zu hören.

Die Flüchtlinge sprachen Hochdeutsch, womit Berta aber nie ein Problem hatte. Sie hatte es ja schließlich mit dem Lesen gelernt, und später war das Hochdeutsche durch Radio und Fernsehen präsent.

DANN WAR DA DIE SCHREIBMASCHINE...

Es war irgendwann in den 1960er-Jahren, als Tante Berta zum ersten Mal an der Schreibmaschine saß – einem aus-rangierten Exemplar ihres Vaters, der als Heimatschriftsteller unermüdlich Texte verfasste. Alle paar Jahre legte er sich eine neue Maschine zu – und wir Kinder durften dann die alte benutzen. Und nun eben auch Tante Berta. Für sie war es eine ganz neue Erfahrung, mit ihren unkoordinierten Handbewegungen überhaupt die gewünschte Taste zu treffen. Aber sie machte schnell Fortschritte – von allen bestaunt. Die so stark behinderte Berta konnte auf einmal schreiben! Bis dahin war das Lesen für sie eine ausfüllende Beschäftigung gewesen, in ihrer Kindheit ging es um Bilderbücher, später las sie die Tageszeitung oder sie studierte Geschichtsbücher oder auch Bildbände. Hinzu war inzwischen auch das Fernsehen gekommen. Und jetzt eben das Schreiben.

Zwar waren ihre kleinen Texte bescheiden, aber dann kam sie auf die Idee – oder jemand brachte sie darauf –, mit der Schreibmaschine Formen und Figuren zu gestalten, woraus schon bald Bilder entstanden. Es war der Beginn einer jahrelangen Leidenschaft und Aktivität, bis Tante Berta in höherem Alter nicht mehr am Schreibtisch sitzen konnte. Alle nahmen Anteil und freuten sich über ihre künstlerischen Produkte etwa mit Szenen aus „Max und Moritz“ oder Portraits von Politikerköpfen. Gelegentlich arbeitete sie

nach Fotovorlagen, aber meistens brachte sie alles aus dem Kopf zu Papier. Jemand meinte einmal, Tante Berta hätte wahrscheinlich eine Art Inselbegabung, solche Bilder zu gestalten sei alles andere als selbstverständlich. Wie auch immer: Tante Berta verfügte jedenfalls über ein sehr gutes Gedächtnis, so sagte sie manchmal Verse aus Balladen auf, die ihr Vater früher bei Tisch rezitiert hatte, oder brachte Sprüche aus dem „Struwwelpeter“ oder aus Wilhelm-Busch-Geschichten. Und wenn wir etwas wissen wollten über Begebenheiten aus unserer frühen Kindheit, dann hieß es: „Daar musst du Tant Berta na fragen.“ Und tatsächlich konnte sie sich am besten erinnern.

Die einzige Hilfe, die Tante Berta an der Schreibmaschine benötigte, bestand darin, dass ihr jemand helfen musste, ein Blatt einzuspannen und ein Farbband einzulegen. Als zweifarbige Bänder auf den Markt kamen, bedeutete das für sie eine deutliche Erweiterung ihrer Gestaltungsmöglichkeiten. Für ein Bild brauchte Tante Berta ein paar Tage, sie vertippte sich oft, sodass sie wieder von vorn anfangen musste. Aber ihre Ausdauer war fast unerschöpflich. Das Schönste war sicherlich die große Anerkennung, die ihr zuteil wurde, einige bestellten sogar Bilder bei ihr. So etwas hatte sie noch nie erlebt.

Es geschah übrigens nur sehr selten, dass sich die Familie mit der behinderten Berta nicht akzeptiert oder gar diskriminiert fühlte. Allerdings gab es eine Begebenheit, die den Beteiligten unvergessen

hicken POLSTER
Ihr Sofaspezialist

OSTFRIESENSOFA
GROßE AUSWAHL AN STOFFEN
UND INDIVIDUELLEN GRÖßEN

DAS ORIGINAL
aus eigener Polsterei

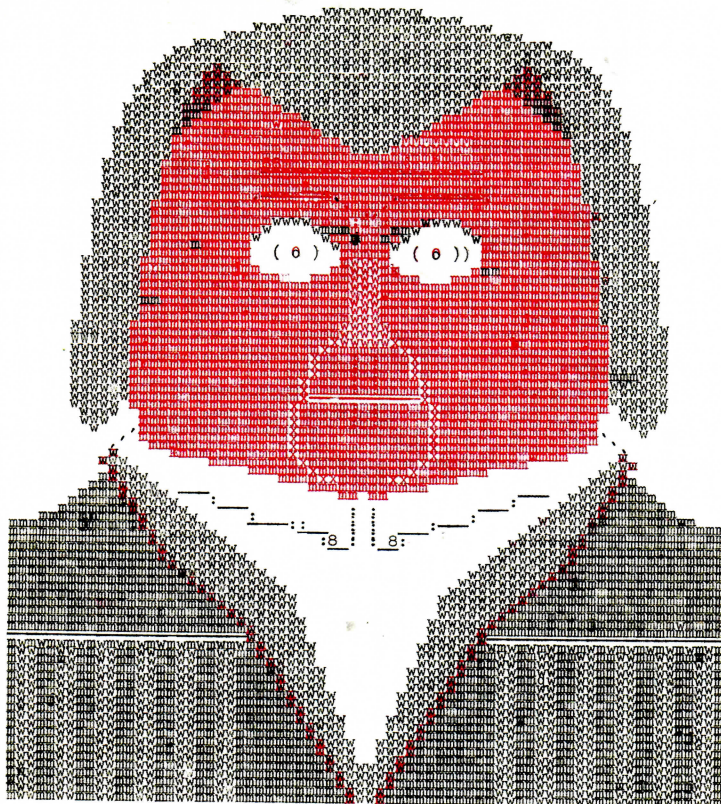
POLSTEREI · AUFARBEITUNG · NEUANFERTIGUNGEN · MASSANGEFERTIGTE TEPPICHE
Kanalstraße Nord 49 · 26629 Grobfehn · Tel. (04943) 13 79 · www.polster-hicken.de

blieb und von der später immer wieder die Rede war. Es hatte mit einem Treffen niederdeutscher Schriftsteller zu tun. Nanny Schoon hatte als Ehefrau des Heimatdichters Johann Schoon häufig an deren Tagungen teilgenommen. Das tat sie auch nach dem Tod ihres Mannes 1968, wodurch sich einige Bekanntschaften, ja fast Freundschaften entwickelten, so mit Wilhelmine Siefkes, Oswald Andrae und später auch Johannes Diekhoff.

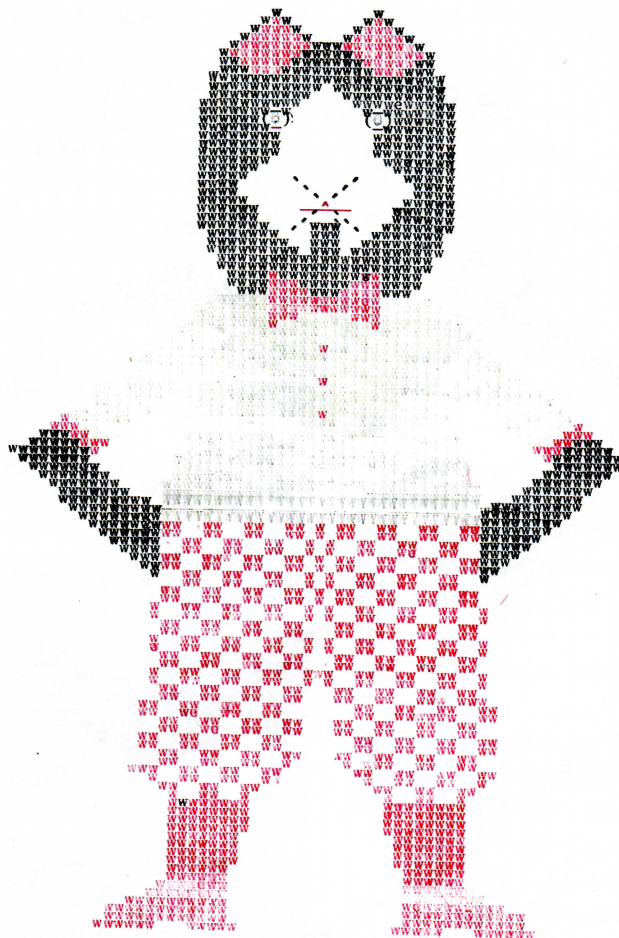
„SÜNNERBARE MINSKE“

Einmal ging es wieder zur Tagung nach Bad Bevensen. Dorthin mitgenommen hatte sie Oswald Andrae, und abgeholt wurde sie von ihrer Tochter Heta, die Schwester Berta dabei hatte. Die beiden blieben mit ihrer Mutter Nanny noch eine Nacht in einer Pension, in der weitere Oldenburger und Ostfriesen übernachteten. Morgens beim Frühstück saß Berta für kurze Zeit allein am Tisch, während Schwester und Mutter sich in der Nähe aufhielten und sich mit anderen Gästen unterhielten. In dieser Situation betrat einer der Schriftsteller den Raum, erblickte die ihm fremde Berta und ließ verlauten: „Wat deit dat sünnerebare Minske hier?“ Der Tonfall war, so berichteten später Oma Nanny als auch unsere Mutter, von eindeutig abfälligem Charakter („in en ofgrunderekelten Aart un Wies“). Dem Mann war offenbar nicht klar gewesen, dass es sich um die Tochter des von ihm geschätzten verstorbenen Kollegen Johann Schoon handelte. Danach war der Mann, der die Nazizeit miterlebt hatte und offenbar noch immer von der Ideologie des „lebensunwerten Lebens“ geprägt war, in unserer Familie unten durch.

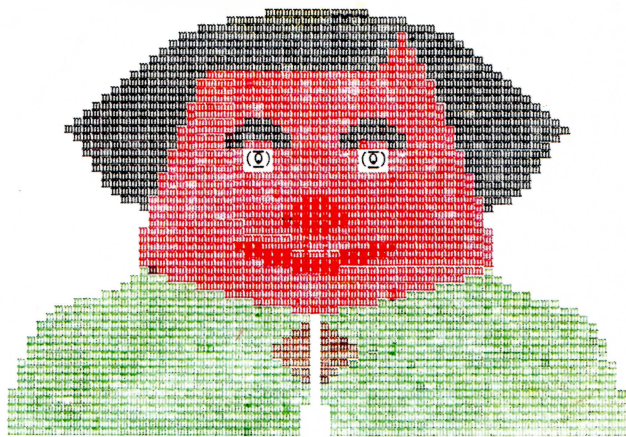
Es war ein paar Tage vor Weihnachten. Ich besuchte Oma Nanny und Tante Berta in Spetzerfehn, mit dabei unsere damals knapp vierjährige Tochter Jenny. Beim Abendbrot beobachtete das kleine Mädchen sehr aufmerksam ihre Urgroßmutter und ihre Großtante. Auch, wie Tante Berta beim Essen geholfen wurde. Auf einmal fragte sie: „Was ist mit Tante Berta, wenn Oma stirbt?“ Ich war unangenehm berührt, wir hatten das Thema in Gegenwart Jennys nie angesprochen. Glücklicherweise hörte Oma Nanny nicht so gut. Aber Jenny ließ nicht locker und Oma wollte wissen: „Wat hett se seggt?“



Das ist der Martin Luther oder Ludwig von Beethoven



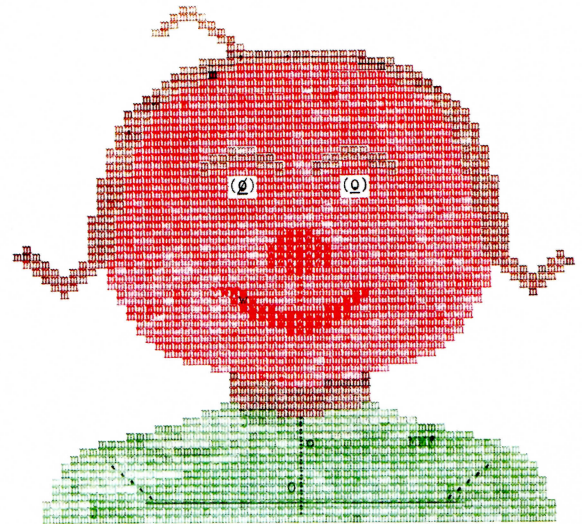
Der Sisi Katze mit der Stiefel an!



Ach was muß ~~MA~~ man oft von bösen
Kindern hören oder lesen!
Wie zum Beispiel hier von diesen,

JANUAR

Sonntag	2.	sonntag	9.	Sonntag	16.	Sonntag	23.
Montag	3.	Montag	10.	Montag	17.	Montag	24.
Dienstag	4.	Dienstag	11.	Dienstag	18.	Dienstag	25.
Mittwoch	5.	Mittwoch	12.	Mittwoch	19.	Mittwoch	26.
Donnerstag	6.	Donnerstag	13.	Donnerstag	20.	Donnerstag	27.
Freitag	7.	Freitag	14.	Freitag	21.	Freitag	28.
Samstag	8.	Samstag	15.	Samstag	22.	Samstag	29.
Sonntag	30.						
Montag	31.						



MORITZ

Welche Nax und Moritz hießen.
Die, austatt durch weise Lehren
Sich zum Guten zu bekehren,

Februar

Sonntag	6.	Sonntag	13.	Sonntag	20.	Sonntag
Montag	7.	Montag	14.	Montag	21.	Montag
Dienstag	8.	Dienstag	15.	Dienstag	22.	
Mittwoch	9.	Mittwoch	16.	Mittwoch	23.	
Donnerstag	10.	Donnerstag	17.	Donnerstag	24.	
Freitag	11.	Freitag	18.	Freitag	25.	
Samstag	12.	Samstag	19.	Samstag	26.	
					27.	

Mit ihrer „Schreibmaschinenkunst“ erfuhr Tante Berta große Bewunderung in ihrem Umfeld. In mühsamer Kleinarbeit schuf sie, manchmal nach Vorlagen, zumeist aber aus dem Kopf, zahlreiche Bilder und Portraits. Bei dem Bild von Luther sagte jemand: „Man dat kunn ok woll Beethoven wesen!“ – worauf sie die Unterschrift entsprechend erweiterte.

Ich bemühte mich, darüber hinwegzugehen, aber Jenny wiederholte mit kräftiger Stimme ihre Frage. Darauf Oma gelassen: „Och, so wiet is dat noch nich!“ – und wir kamen zu meiner Erleichterung bald auf anderes zu sprechen.

DIE ZEIT NACH OMA NANNYS TOD

Keine sechs Wochen später, Anfang 1985, starb Oma Nanny. Sie war 87 Jahre alt geworden und fast bis zum Schluss vital gewesen. Damit war konkret geworden, was in der Familie jahrzehntelang kein offenes Thema gewesen war: Die Zeit nach Oma Nannys Tod – wie sollte es mit Tante Berta weitergehen? Schon in unserer Kindheit bekamen wir mit: Tante Berta ins Heim? Nie! Diese Haltung war nachvollziehbar angesichts der damaligen Zustände in vielen Heimen. Aber was bedeutete das nun konkret? Unsere Mutter hatte sich immer dagegen gewehrt, dass sie als alleinstehende Frau sozusagen „natürlicherweise“ die Versorgung ihrer Schwester übernehmen sollte. Jetzt war

sie 58 Jahre alt, von Beruf Altenpflegerin, lebte in Berlin, wo sie selbst ein kleines Altenheim leitete – und wenig begeistert, ihre Stelle aufzugeben und nach Ostfriesland zurückzuziehen. Und Berta nach Berlin zu ihrer Schwester „verpflanzen“? Das fand niemand gut – auch die beiden Schwestern nicht.

Nach einigem Hin und Her übernahmen wir Jüngeren, das heißt meine Schwester, mein Bruder und ich, die Aufgabe, uns um Tante Berta zu kümmern. Bald fanden wir eine Betreuerin, die in das Haus in Spetzerfehn zu ihr zog. An deren freien Tagen übernahm einer von uns die Versorgung. Eine gewisse Zeit funktionierte das leidlich, aber es war letztlich für uns doch zu viel, wir hatten Beruf und Familie und wohnten auch nicht am Ort. Betroffen von der Situation waren zudem nicht nur wir persönlich, sondern indirekt auch unsere Ehepartner und Kinder. Obwohl es niemand aussprach, stand die Unterbringung von Tante Berta in einem Heim im Raum.

Vor diesem Hintergrund befasste sich unsere Mutter erneut und intensiv mit ihrer Zukunft und beschloss, vorzeitig in Rente zu gehen und nach Spetzerfehn zu ihrer Schwester zu ziehen. Der Übergang war für alle Beteiligten schwierig, aber schließlich pendelte sich doch alles ein, und in den folgenden zwei Jahrzehnten war „Spetz“ mit den beiden Schwestern ein Anlaufpunkt für unsere verstreute Familie und zahlreiche Freundinnen und Freunde des Hauses.

Für uns Geschwister besonders schön: Unsere eigenen Kinder verbrachten in den Ferien jetzt viel Zeit in „Spetz“, wie das Schoon-Wojak'sche Haus inzwischen genannt wurde, sie bekamen das Dorfleben mit und und erlebten vor allem ihre Großmutter Heta und Tante Berta sehr nah – eine Bindung, die sie bis heute prägt. Sie spielten mit Tante Berta – wie wir eine Generation vorher – „Mensch ärgere Dich nicht“, scherzten und lachten mit ihr und legten Wert darauf, genau wie diese das Brot in klein geschnittenen



Links: Jahrzehntlang prägten die beiden Schwestern Heta und Berta die Atmosphäre in ihrem Haus in „Spetz“, ein Anziehungspunkt für die große Familie wie für zahlreiche Freunde und Bekannte. **Rechts:** Familienfeier 2005, Tante Berta und Großnichte Jenny. Für Jenny sind, wie für andere aus ihrer Generation, die Ferien-Aufenthalte bei „Oma Heta“ in Spetzerfehn untrennbar mit Tante Berta verbunden.

Stückchen serviert zu bekommen. Der Ausdruck „Tante-Berta-Häppchen“ hat sich bis heute gehalten.

Höhepunkt waren jedes Jahr die großen Treffen zum Osterfeuer, ein schönes Ritual, das auch Tante Berta sehr genoss. Sie liebte es, wenn etwas los war in ihrem Zuhause. Regelmäßig wurden dort oder in Lokalen der Umgebung runde Geburtstage begangen, bei denen sich immer auch der Pastor der örtlichen Kirchengemeinde sehen ließ – was Tante Berta besonders freute. Der Geistliche zählte zu den Menschen, die einen besonderen Zugang zu Tante Berta hatten.

Unsere Mutter war eine rasante Autofahrerin und gern unterwegs – und nahm ihre Schwester Berta oft mit. Vorzugsweise waren sie in Ostfriesland unterwegs, aber es standen ebenso größere Touren zu Freunden an, und so lernte auch Tante Berta fernere Gegenden und Städte kennen, darunter Berlin, Marburg und Kassel. Anschließend studierte sie mit Muße die Landkarten. Allmählich aber verschlechterte sich ihre körperliche Verfassung, sodass die Idee mit den „Zivis“ entstand: Zivildienstleistende, die unsere Mutter unterstützten und entlasteten. Das war auch für Tante Berta ein Gewinn, denn sie ließ sich schnell auf neue Menschen ein. Dorothea, eine Freundin des

Hauses, die in Kassel ein anthroposophisches Alten- und Pflegeheim leitete, hatte aber schon lange angeboten: „Wenn es mit Tante Berta bei euch nicht mehr geht, nehme ich sie.“ Und so kam es schließlich auch.

UMZUG NACH KASSEL

Elf Jahre lebte Tante Berta danach in Kassel. Nach einer kurzen Eingewöhnung nahm sie am Heimleben regen Anteil. Das Personal war liebevoll und besonders mit Stefan, einem Mitglied des Pflegeteams, kam sie bestens aus. Die anderen Bewohner bezeichnete sie übrigens noch mit weit über 80 als „de oll Lüü hier“.

Unsere Mutter fand derweil auch in die neue Situation hinein, und später, nach ihrem Tod 2010, sagten wir oft: Wie gut, dass sie noch ein paar Jahre hatte, ohne für ihre Schwester zuständig zu sein. Der Kontakt nach Kassel blieb eng, in den ersten Jahren wurde Tante Berta regelmäßig zu Besuchen nach „Spetz“ geholt, und als es mit den Transporten schwieriger wurde, richteten wir einen „Kassel-Besuchsdienst“ ein. Einmal, bei einem der langen Spaziergänge mit Tante Berta im Rollstuhl durch die nähere Umgebung, machte ich Station mit ihr auf einem Friedhof. Zwischen-

drin legten wir bei einer Bank eine Pause ein, da sagte Tante Berta auf einmal in die Stille: „Hier will ik nich liggen“, also: Hier möchte ich nicht begraben werden. Halb erschrocken, halb belustigt antwortete ich: „Wenn ’t so wiet is, denn kummst du na Spetz! Dat weetst du doch.“

Nicht lange danach starb Tante Berta im Alter von 86 Jahren. An ihrer Beerdigung auf dem Friedhof in Spetzerfehn nahmen viele Dorfbewohner teil. Wenn ich heute an sie zurückdenke, so sehe ich sie als Menschen mit lachendem Gesicht vor mir, erinnere mich ihrer Gutmütigkeit, ihres Humors, auch ihres fröhlichen Triumphes beim Spiel gegen uns Kinder. Ich höre Tante Bertas Stimme und sehe ihre strahlenden Augen, wenn wir später mit unseren kleinen Kindern in der Tür standen. Und ihre ungelenke Gestik steht mir vor Augen, auch ihre Ungeduld, wenn ich ihr die Jacke anzuziehen versuchte und es, wegen ihrer Verspanntheit, nicht so schnell klappte. Aber da ist ebenso ihre Entspanntheit beim Mittagschlaf und nicht zuletzt ihre Neugierde auf die Welt, wenn sie im Rollstuhl gefahren wurde. Und ich denke daran, wie sie einmal sagte: „Wenn ik gesund west weer, denn weer ik gern Kinnerärztin worden.“